



JUNGE HILDESHEIMER TEXTE

Eine Anthologie

**Mit Texten von
Mona-Mari Becker,
Jakob Jäckle,
Hannah Meyer,
Lea Chantal Ruff,
Mia Sophie Schuth und
Diane Schwarze**





WIR DANKEN UNSEREN WUNDERBAREN AUTOR*INNEN
MONA-MARI BECKER, JAKOB JÄCKLE, HANNAH MEYER,
LEA CHANTAL RUFF, MIA SOPHIE SCHUTH UND DIANE
SCHWARZE UND WÜNSCHEN IHNEN UNSEREN
HERZLICHSTEN GLÜCKWUNSCH ZUR PUBLIKATION!

Geleitwort

VON JO KÖHLER

„Was du bei dir behältst, zerstört dich, was du aber auszudrücken bereit bist und mit anderen teilen kannst, errettet dich!“, heißt es.

Der französische Schriftsteller Albert Camus beschreibt in einer Novelle einen Maler, der als letztes Werk nur eine leere weiße Leinwand hinterlässt, in deren Mitte er ein einziges Wort recht unleserlich gekritzelt hat, das man bis heute nicht entziffern kann. Heißt es **solitaire** (für sich) oder **solidaire** (miteinander)? Lebt der Mensch nur für sich allein oder für andere?

„Die höchste Form der Hoffnung ist die Überwindung der Verzweiflung!“, schreibt Camus in einem seiner Romane. Diese Hoffnung wollen wir mit Projekten wie diesen nähren.

Das Phänomen der Einsamkeit ist inzwischen in unserer modernen Gesellschaft das mit Abstand größte aller Gesundheitsrisiken, wie Studien eindrucksvoll zeigen.

In der digitalen Welt nimmt die Bindungsfähigkeit deutlich ab. Damit wächst für viele Menschen das Gefühl von Einsamkeit und Isolation. Im dauernden Sich-Vergleichen mit anderen nimmt der Zwang zur Selbstdarstellung und damit zur Selbstverleugnung zu.

Der *"Homo Digitalis"* hat im Internet vielleicht viele Follower, aber oft keinen einzigen Menschen, dem er oder sie sich wirklich zeigen kann. Und genau hier wollen wir mit der Jungen Hildesheimer Schreibschule ansetzen, die eigentlich das Gegenteil von „Schule“ sein will. Wir geben Impulse und schaffen im digitalen Raum einen Ort, an dem junge Menschen eine eigene Sprache finden können für das, was sie bewegt, ihre Geschichten erzählen, mit anderen teilen und diskutieren können.

„Vielleicht ist es in der heutigen Zeit ohnehin wichtiger herauszufinden, wofür du lebst, als immer nur wovon!“

Partizipation entscheidet maßgeblich über die Entwicklung persönlicher Potenziale. Nur Menschen, die sprachliche Ressourcen und Ausdrucksmittel bilden, können Teilhabe am gesellschaftlichen und sozialen Leben erfahren.

Jo Köhler
Mensch beziehungsweise Dichter
Kulturinitiator und Literaturvermittler
Vorstand Forum-Literaturbüro e.V.

Blutgefroren

LEA CHANTAL RUFF

Blutgefroren:

Klebrig tränkt die zähe Flüssigkeit den verschmutzten Ärmel meiner Jacke. Der Geschmack von Matsch und Blut liegt mir schwer auf der Zunge. Ich kann nicht schlucken. Ringe nach Atem. Meine Brust hebt und senkt sich im Sekundentakt. Kaum genug Sauerstoff, um auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Zittrige Hände, deren abgebrochene rot lackierte Fingernägel sich krampfhaft in den erdigen Boden krallen. Der Geruch von frisch fallendem Neuschnee, der sich mit dem des Todes mischt. Eiskalt und blutig.

Mir wird speiübel und ich schaffe es gerade noch, mich zur Seite fallen zu lassen, bevor mein klägliches Abendessen, eine Tütensuppe und 2 Scheiben Toast, in den sumpfigen Boden einsickert. Das Laub raschelt unter meinem Gewicht. Weit entfernt höre ich das Rufen eines Vogels. Der Geschmack von Galle und Magensäure verdrängt für den Bruchteil einer Sekunde alles andere. Im nächsten Moment schmecke ich wieder Blut und Erde. Dunkle Wolken versperren die Sicht auf die Sterne und tanzende Eiskristalle fallen auf mich.

Klitschnass hängen mir die kaschmirroten Haare ins Gesicht und kleben in meinem Nacken. Im Hintergrund höre ich noch leise das Pulsieren der alles tränkenden, dunkelroten Flüssigkeit. Ich spüre, wie meine Muskeln sich verkrampfen und eine Welle der Panik mich überschwemmt. Der Schnee, der sich eisig in meinen Körper frisst und mich langsam, weinend, unter einer schweren Decke verschluckt. Er wird ersetzt durch meinen eigenen Herzschlag, der jede Faser meines Körpers übernimmt. Immer schneller. Meine Atmung. Immer flacher. Immer schneller. Dunkle Flecken schießen mir ins Sichtfeld, das immer mehr zu verschwimmen droht. Ich schlage meine Hände vors Gesicht. Bitterlich heiße Tränen fließen mir über die eisig kalten Wangen. Am ganzen Körper zitternd durchlebe ich wieder und wieder meine Tat.

Noch vor wenigen Tagen wäre mir all das unmöglich erschienen. Bilder eines kleinen, lachenden Mädchens. Bilder von Urlauben und Spaß. Bilder einer intakten Familie. All das läuft in einer, nicht enden wollenden, quälend langsamen Diashow in meinem Inneren ab. So als sollte ich alles davon sehen, um zu verstehen, was ich getan habe. Ich warte. Kneife meine Augen zusammen, in der Hoffnung, die Bilder verschwinden. Tun sie nicht. Ringe nach Luft. Übergebe mich erneut. Dann hört es auf.

Weitere Bilder kommen hoch. Bilder voller Wut und Trauer. Unzählige leere Jack Daniels Dosen in kleinen Kinderhänden. Knallende Türen und darin berstendes Glas. Tränen, viel zu viele, um alle trocknen zu können. Dazwischen, ein kleines Mädchen, das viel zu schnell erwachsen werden musste. Mein Herz macht einen Sprung. Plötzlich dieses eine Bild. Der Streit, der alles verändert hat. Wäre alles anderes gekommen, wenn ich doch nur einmal ruhig sein könnte? Hätte es nicht so enden müssen, wenn ich nicht immer nochmal provozieren müsste?

Ich weiß es nicht. Es war seine Schuld. Er hat doch angefangen. Er wollte doch unbedingt provozieren. Ich, ich wollte doch nur das beschützen, was mir lieb und teuer war. Ich wollte doch nur meine Kindheit zurück. Ich wollte doch nur. Er wollte doch nur. All das wollen bringt nichts. Er hat. Ich habe. Darauf kommt es an.

Seine rauchig, kratzige Stimme hallt in meinem Kopf wieder. Und wieder. Und wieder. „Du bist eine Schande für die Familie.“ Das bekannte Klacken in der Wand. Die Panik, die mir den Atem abschnürt. Meine Schwester, die im Nebenzimmer spielt. Sie, die von allem nichts mitbekommen soll. Sie, die leben soll. Das dumpfe Geräusch, als der Tresor aufspringt. Die Hand einer 13-Jährigen, die sich zu einer viel zu kleinen Faust, für die viel zu große Wut, verkrampft. Das nach oben gereckte Kinn. Der trotzig Blick in ihren tränennassen hellblauen Augen. In seinen Augen. Die Aura des Raumes, die plötzlich so eiskalt und bleischwer wurde. Der Mann, der plötzlich vor ihr mit der Waffe stand. Der Abzug, der sich perfekt an seinen Zeigefinger anshmiegte. Die Hand, die sich immer fester um den metallenen Griff zog. Der Lauf, der kaum eine Handbreit entfernt war. Ein viel zu hohes und doch selbstbewusstes: „Du traust dich doch eh nicht, zu schießen.“ Die Worte fallen mir aus dem Mund, bevor ich darüber nachdenken kann. Ein wütendes Zischen. Meine Beine, die wie von selbst losrennen. Die Haustür, die erst aufgerissen und Sekunden später schwer ins Schloss geworfen wird.

Mein einziger Gedanke. Weg von hier. Er muss weg von ihr. So unschuldig und klein. Ich renne. Renne, bis die riesigen Baumkronen vor mir aufblitzen. Renne bis tief in den Wald. Vorbei an der Bude, die ich erst vor wenigen Monaten gebaut hatte. Hinter mir die donnernden Schritte und der immer wieder bebende Boden. Meine Lunge rasselt. Zu wenig Sauerstoff. Seitenstechen. Plötzlich Schmerz. Er durchfährt mich bei dem dumpfen Aufprall auf dem gefrorenen Boden. Zu langsam, mich wieder aufzurichten und weiter zu rennen. Zu schnell höre ich das schwere Keuchen hinter mir. Ich ziehe mich hoch. Komme kaum zum Stehen, als er mich packt. Adern, die unter der Kraft platzen. Blaufärbung meiner Haut. Sterne in meinem Blick. Ein bulliger Körper, der mich mit dem Rücken gegen den Baum drängt. Splitttrig raues Holz, das an meiner Kleidung zert. Seine Hand, die mir langsam die Luft nimmt. Die Waffe noch immer im festen Griff. Das kalte Metall, das meine Stirn berührt. Die Panik. Die Wut. Die Hilfslosigkeit. Das Messer. Ich hatte es geschnappt, während ich aus dem Haus gerannt war.

Das lange Küchenmesser, das zufällig unbeobachtet auf dem Tisch lag. Erst jetzt nahm ich den Griff in meiner Hand wieder wahr. Meine Hand, die sich so sehr an diesem Messer festhielt, dass meine Knöchel weiß hervorstanden. Meine letzte Hoffnung. Wild um mich tretend. Ich hatte ihn erwischt. Er taumelte für eine Sekunde. Ein Schuss löste sich. Knapp an meinem Kopf vorbei. Das Messer, das im Mondschein glänzte. Ein schriller Schrei. Ein glucksendes Geräusch. Stille. Dunkles Blut tränkte den Waldboden. Seine aufgerissenen Augen, die mich gequält ansahen. Seine Augen, die meine Augen waren. Sein Blut, das irgendwie auch mein Blut war. Sein Tod. Mein Leben.

Mein Körper bewegten sich, wie von selbst. Ich lief, bis ich seinen Körper nicht mehr sehen konnte. Lief, bis alles, was noch von ihm da war, meine Erinnerungen und ein leises Pulsieren im Hintergrund waren. Ich stolperte über meine eigenen Füße und stürzte erneut. Zitternd und weinend liege ich auf dem verschneiten Waldboden und spüre, wie die Kälte meinen Körper einnimmt. Wieder und wieder sehe ich dieselben Bilder, wieder und wieder habe ich dieselben Gedanken, wieder und wieder fühle ich dieselben Emotionen.

Weit entfernt höre ich das Heulen einer Sirene und hoffe, dass der Schnee ihn lange genug zudecken würde. Ich hoffe, dass ich noch Zeit habe, Zeit das alles zu verstehen, Zeit mich selbst zu retten.



LEA C. RUFF, GEBOREN 1999, ENTDECKTE IHRE WICHTIGSTEN HERZENSDINGE BEREITS IM KINDESALTER: BÜCHER, TEXTE UND LITERATUR. ERST SPÄTER KAMEN KOFFEIN UND IHR MANN DAZU. SCHON IN IHRER ERSTEN VERÖFFENTLICHUNG VON KURZGESCHICHTEN „MEINE MONSTER UNTERM BETT IN MEINEM KOPF“ HAT SIE VERSUCHT MIT KRITISCHEN THEMEN UMZUGEHEN. EINSAMKEIT, FAMILIE UND PSYCHISCHE PROBLEME SIND DAHER OFT IN IHREN GESCHICHTEN ZU FINDEN. SIE STUDIERT, SCHREIBT UND LIEST AKTUELL IN DER STUDENTENSTADT HILDESHEIM.

Gespenster

HANNAH MEYER

Ein letzter tiefer Atemzug, dann steigen wir aus. Laufen über den Friedhof, vorbei an so vielen Menschen. Aber ich beachte sie nicht. Ich bin wie in einem Tunnel.

Heute ist der zweitschlimmste Tag meines Lebens. Es ist deine Trauerfeier - ohne Beerdigung. Denn eine Leiche gibt es nicht. Seit über sieben Jahren bist du nun verschwunden. Letzte Woche haben sie dich offiziell für tot erklären lassen. Deinen Eltern konnte es ja nicht schnell genug gehen! Aber wie wahrscheinlich ist es, dass du noch am Leben bist, nachdem du schwer verletzt aus dem Krankenhaus verschwunden bist?

Ich erinnere mich noch viel zu genau an den Tag, an dem das alles angefangen hat. Du hast deinen Führerschein bekommen, bist zum ersten Mal alleine gefahren. Bis dahin ist noch alles gut. Die Erinnerungen danach sind nur noch mit Schmerz verbunden. Der Unfall, dieser schreckliche Unfall. Die Angst um dich, als sie dich mitgenommen haben. Wir wollten dich nach deiner OP besuchen, aber plötzlich warst du weg. Und keiner weiß, was passiert ist. Wurdest du entführt? Bist du selbst abgehauen?

Die Ungewissheit macht alles nur noch schlimmer, auch noch nach Jahren. Meine Gedanken sind überall - bei dir, bei uns. Ich sehe uns zusammen, jung, verliebt. Glückliche. Ich möchte schreien, die Gefühle, die Erinnerungen - das alles ist zu viel. Ich gehe daran kaputt. Gleichzeitig möchte ich genau das. Möchte kaputt sein, irreparabel. Vielleicht komme ich dann zu dir. Vielleicht können wir dann wieder zusammen sein. Glückliche sein.

Es ist fast eine Erleichterung, als ich nach einer gefühlten Ewigkeit wieder zu Hause bin. Ich möchte nur noch schlafen, den Gedanken entkommen. Nur noch weg hier aus dieser schrecklichen Realität.

* * *

Klirr!

Ich drehe mich um. Durchsuche den Raum. Durchsuche ihn nach der Ursache für das Geräusch. Und finde nichts. So wie immer. Und doch ist da dieses Geräusch. Klirr! Dann ein Scheppern. Ich trete aus dem Raum, auch wenn ich weiß, dass das nichts bringen wird.

„Hallo?“, frage ich zaghaft. „Ist da jemand?“

Keine Antwort. Natürlich nicht. Hier ist niemand. Niemand, außer mir.

Manchmal höre ich ein leises „Ich bin es. Ich bin es, hab keine Angst.“ Deine Stimme ist mir noch viel zu genau in Erinnerung. Die Sanftheit in ihr berührt mich jedes Mal aufs Neue so sehr. Oft schüttele ich in solchen Momenten den Kopf, deine Stimme ab. Ich will nicht durchdrehen, nicht vollkommen kaputtgehen. Aber manchmal bin ich zu schwach.

Dann schließe ich die Augen und antworte dir. Spreche mit dir. Es ist, als stündest du direkt vor mir, dein Atem trifft auf mein Gesicht, warm und weich. Ich sinke auf den Boden, auf die Knie, rolle mich zusammen und schlafe ein mit einem Lächeln auf den Lippen und deiner Stimme im Ohr. Morgens ist mir kalt, ich fühle mich leer. Noch mehr, als ich es sonst tue.

Aber heute ist es still um mich herum, als ich die Treppe hinuntergehe. Bis es plötzlich wieder da ist. *Schepper! Klirr!*

Ich setze einen Fuß vor den anderen. Langsam, um nicht zu fallen. Unten angekommen, öffne ich die Tür.

Draußen ist es dunkel. Natürlich ist es das. Es ist kurz nach Mitternacht – Geisterstunde. Der Vollmond taucht die Landschaft in ein silbriges Licht. Ich trete nach draußen, ziehe die Tür hinter mir zu. Merke zu spät, wie kalt es ist. Ich habe keine Jacke dabei, bin nur bekleidet mit Shorts und T-Shirt. Die Kälte kriecht an mir hoch, ich kriege eine Gänsehaut.

Es ist verdammt kalt. Trotzdem laufe ich los. Barfuß. Streife durch die Felder, über die Wiesen. Genieße die Stille, bis es wieder da ist.

Klirr! Schepper! Ein Quietschen.

Ich drehe mich um, sehe zur Straße, doch da ist nichts. Nichts außer mir. Kein Auto, das zu schnell um die Kurve fährt. Das dich frontal trifft. Das dich in deinem Wagen einquetscht, zerquetscht. Keine Sirenen, die näher kommen. Keine Feuerwehrleute, die dich aus dem Auto schneiden. Keine Sanitäter, die sich um mich kümmern. Um dich kümmern. Keine hysterischen Schreie.

Da ist nichts. Nichts außer mir. Und den Gespenstern in meinem Kopf, die mich verfolgen. Die mich seit diesem Tag verfolgen, Tag und Nacht begleiten, wach halten. Die mich quälen, mich wahnsinnig machen, verrückt machen. Die mich daran erinnern, an *dich* erinnern.

Manchmal glaube ich, deine Arme zu spüren, die mich umarmen. Deine warmen Hände, die mir über den Rücken streichen. Manchmal höre ich dich, deine Stimme. „Hallo“, raunt sie, und ein Schauer läuft mir über den Rücken. So wie immer, wenn ich sie höre. Deine Stimme.

Aber so ist es nicht. Es sind die Gespenster, die mich tyrannisieren. Die mir wehtun, mich zerbrechen lassen.

Sie haben dich mitgenommen. Nie wieder kann ich dich spüren. Dich sehen, dich hören. Du bist nicht mehr hier. Und ich wünschte, ich wäre es auch nicht. Wünschte, sie würden mich ebenfalls holen. Mich zu sich bringen, zu dir. Damit wir wieder vereint sind. Doch sie tun es nicht. Sie sind nur in meinem Kopf, immer bei mir, Tag und Nacht. Die Gespenster.

* * *

Jason.

Dein brauner Haarschopf taucht vor dem Café auf und sofort beschleunigt sich mein Herzschlag. Ein Wunder, dass mein Herz überhaupt noch schlägt. Schließlich ist Meredith Copper seit mehr als einem Monat offiziell tot.

Ich habe dich die letzten Wochen oft beobachtet, Jason. Ich bin wieder hier, seit ich weiß, dass meine Eltern mich für tot erklärt haben. Ich habe dich ausfindig gemacht, habe mir deinen Tagesablauf angesehen, deine Angewohnheiten. Wie du lebst seit dem Tag der Beerdigung.

Es hat mir das Herz gebrochen, all diese Menschen auf der Trauerfeier zu sehen. Zu sehen, wie viel Schmerz sie empfinden, wie viel Trauer. Ja, ich war da. Ich habe mir angesehen, wie Maddie verabschiedet wurde. Ich habe mich selbst von ihr verabschiedet.

Es tut mir noch immer unendlich weh zu sehen, wie du leidest. Es tut mir leid, dass du das alles damals so miterleben musstest. Diesen Unfall. Meine Rettung. Meine Befreiung.

So bescheuert es klingt, dieser Unfall war genau das. Ich hatte Glück, dass mein Arzt ein ehemaliger Freund meines Vaters war. Er wusste genau, was bei mir zu Hause los war. Er wusste, wie es mir geht. Er wusste, dass ich keine Sekunde länger dortbleiben konnte. Er hat mir geholfen, da raus zu kommen. Er hat mich versorgt und mir dann geholfen, zu fliehen.

Dank ihm bin ich jetzt hier. Nur dank ihm bin ich noch am Leben. Nur dank ihm konnte aus Meredith Copper Lynn Wilson werden. Lynn. Ich habe meinen Spitznamen gewählt, den du mir gegeben hast. Damit du immer ein Teil von mir bist. Damit ich immer an dich denke, dich nicht vergesse.

Ich war verheiratet, Jason. Mein Ex-Mann hat sich liebevoll um mich gekümmert, und er hat mir seinen Nachnamen vermacht. Mit ihm war Lynn Wilson endlich vollständig.

Ich habe ihm nie erzählt, wer ich wirklich bin. Wir haben uns getrennt vor einem Jahr. Denn mein Herz gehört noch immer dir, Jason.

Als du das Café betrittst, glaube ich, mein Herz bleibt stehen. Du steuerst wie immer auf deinen Stammplatz zu, an dem heute ich warte. Du scheinst mich nicht zu bemerken, bis du plötzlich stehen bleibst. Deine Augen weiten sich, du siehst aus, als hättest du ein Gespenst gesehen.

„Jason. Hi“, sage ich. Du stehst noch immer da, regst dich keinen Millimeter.

Unsicher stehe ich auf. Ich weiß nicht, was ich machen soll.

„Lynn?“, fragst du. Deine Stimme ist nur ein Hauch, beinahe hätte ich dich nicht verstanden. „Lynn?“ Du schüttelst ungläubig dem Kopf, immer und immer wieder.

Während ich nicke, nicke, nicke.

Ja. Ich bin es.



HANNAH MEYER IST 19 JAHRE ALT UND IN EINEM DORF IN DER NÄHE VON POTSDAM AUFGEWACHSEN. SCHON IMMER HAT SIE SICH GESCHICHTEN AUSGEDACHT, DIE SIE MIT ZWÖLF DAS ERSTE MAL ZU PAPIER GEBRACHT HAT. SEITDEM LÄSST SIE DAS SCHREIBEN NICHT MEHR LOS. IHR ERSTES BUCH HAT SIE FÜR EINEN KURS AN IHRER ALTEN SCHULE GESCHRIEBEN.

Ausflug ins Paradies

MIA SOPHIE SCHUTH

Heddas bunt gemusterter Rock bauschte sich. Ein Faltenmeer, das der Wind in kleinen Wellen bewegte, als sie sich ins Gras fallen ließ. Heddas schönster Rock, er würde Grasflecken bekommen und dafür würde Hedda Ärger bekommen, doch das war jetzt egal. Sie streckte sich lang aus, spürte die Sonne angenehm auf der Haut brennen und blinzelte in den unendlich blauen Himmel. Keine einzige Wolke ließ sich blicken. Von überall her erklang Vogelgezwitscher.

Irgendwann begann das Blau vor Heddas Augen zu verschwimmen und Hedda mit dem Blau. Sie drehte sich auf den Bauch und stützte das Kinn auf die Arme. Ihre dicken Flechtzöpfe ruhten schwer auf ihrem Rücken. Grashalme überragten Heddas Kopf. Sie beobachtete eine Wespe, wie sie in einen alten Maulwurfshügel schlüpfte und wieder hervorkroch. Eine Biene mit gelber Pollenhose summte vorbei. Hedda entdeckte immer mehr und mehr winzige Lebewesen. Die ganze Luft war voll von ihnen, ein vielstimmiges Surren. Pustebumen zitterten in der sanften Sommerbrise. Das Gänseblümchen wackelte, als eine Hummel darauf landete.

Für immer hierbleiben, dachte Hedda. Hier, wo es friedlich war, nach Heu, Löwenzahn und Lehm roch. Das ist das Paradies, dachte Hedda, es ist hier auf der Erde. Es ist so klein, dass wir Menschen es übersehen.

Seit Oma starb, schrien sich zuhause alle nur noch an. Es roch nach Gemüseintopf und Tod. Manchmal roch es so sehr danach, dass Hedda nicht atmen konnte. Dann lief sie raus in die Felder, legte sich bäuchlings ins Gras und ließ ihre Beine im Wind tanzen.

Eine Ameise krabbelte über ihren Ellbogen hinweg. Eine Schwebfliege harrete einen Moment direkt vor Heddas Nasenspitze aus. Hedda schielte ihr in die Facettenaugen. Ein Zitronenfalter flatterte herbei und ließ sich auf dem Gänseblümchen nieder.

Wurde Oma ein Schmetterling, wenn sie zu Ende gestorben war? So viel schöner, von Blüte zu Blüte zu fliegen, in herrlichen Duft gehüllt, statt im Bett zu liegen und mit Suppe gefüttert zu werden.

Und wenn Hedda sie auf die Wiese brachte, würde es Oma dann besser gehen? Ihre Mutter wollte Oma ins Krankenhaus bringen, aber Opa wollte das nicht und Papa war hin- und hergerissen und deshalb blieb Oma einfach in ihrem Bett und starb weiter. Hedda hoffte, dass sie bald als Schmetterling ins Paradies kommen würde. Auch, damit Hedda zuhause wieder atmen konnte und es keine Gemüsebrühe mehr zu essen gab.

Hedda rupfte ein Löwenzahnblatt aus und kaute nachdenklich darauf herum. Der bittere Geschmack biss ihr in die Zunge. Etwas weiter weg erklomm ein Marienkäfer einen Grashalm, der sich unter seinem Gewicht bog. Der Marienkäfer kletterte am nächsten Halm hoch, dann am übernächsten und überübernächsten. Endlich erreichte er den stabilen Stängel einer Pusteblume, die leer gepustet war. Auf dem winzigen Plateau streckte er die Flügel unter den roten Klappen mit den schwarzen Punkten aus. Mit dem nächsten Windstoß schwirrte er davon.

Da bemerkte Hedda, dass sich etwas in der Luft verändert hatte. Sie richtete sich auf und spuckte das zerkaute Löwenzahnblatt aus. Wolken kamen von Norden über die Berge, dunkelgraue Wolken. Und sie kamen schnell.

Hedda sprang auf und rannte los. Ihre nackten Füße trampelten durch das Paradies, sie lief schneller als die Wolken. Und doch war das Gewitter schon da, als sie zuhause eintraf.

Es lag in der Stille zwischen Mama und Papa und Opa. In Mamas verschränkten Armen und in Opas düsterer Miene. Ihr Vater schwitzte in der dicken Luft. Er schenkte Hedda ein erschöpftes Lächeln, das ihm sofort wieder vom Gesicht rutschte, als Mama Heddas Rock musterte. Und Hedda wusste, dass sie wieder einen Streit gehabt hatten und dass sie sich wieder nicht einig geworden waren. Und sie wusste, dass Mama gleich ihre Blitze auf Hedda abschießen würde, wenn Papa nichts sagte.

Papa sagte nichts und Hedda ließ das Donnerwetter über sich ergehen.

- Geh dich umziehen, wir essen gleich, befahl ihre Mutter schließlich, ein bebendes Nachgrollen.

Hedda nickte und fragte nicht, was es gab. Sie schmeckte immer noch den bitteren Löwenzahn und fühlte den Sand zwischen den Zähnen.

Heddas Zimmer war unter dem Dach. Dort war es jetzt besonders schwül. Hedda kippte das Fenster, bevor sie in ein sauberes Kleid schlüpfte. Ihre Mutter trug immer Hosen, was ihr Großvater nicht hübsch fand. Sowieso hätte er sich eine andere Schwiegertochter gewünscht, das hatte Mama zu Papa gesagt. Hedda trug keine Hosen, weil ihre Mutter welche trug und weil sie das Gefühl vom wirbelnden Stoff an den Beinen liebte.

Im Zimmer wurde es immer dunkler. Die Wolken zogen sich über dem Haus zusammen. Die ersten Gewitterfliegen schwirrten herein. Hedda machte das Fenster zu und ging runter in die Küche.

Beim Essen wurde nicht viel geredet. Keiner fragte nach Heddas Ausflug ins Paradies und so hatte sie keine Lust, davon zu erzählen. Das einzige Geräusch im Haus war das Schlürfen der Suppe, die bei der Hitze noch unerträglicher war, und Omas röchelnder Atem aus dem Nebenzimmer.

- Ich bringe ihr eben was, murmelte Papa, nachdem er seine Portion hinuntergewürgt hatte, und löffelte zwei Kellen Brühe auf einen sauberen Teller.

Hedda hatte einmal dabei zugeschaut, wie Papa Oma die Suppe einflößte. Es war schlimmer, als sie selbst zu essen. Ständig lief etwas von der Flüssigkeit an Omas Lippen vorbei und in ihren Ausschnitt. Das war ihr bestimmt unangenehm. Hedda jedenfalls war es das. Heute blieb sie sitzen, schlürfte ihre Suppe und hielt das Schweigen von Mama und Opa aus.

Nach einer Ewigkeit kam Papa zurück in die Küche, legte Omas Teller zu seinem in die Spüle und drehte sich dann zu Hedda um.

- Sie hat nach dir gefragt, Hedda, sagte er und versuchte ein Lächeln. Aber es wurde von den Schatten unter seinen Augen verschluckt und seine Mundwinkel sanken gleich wieder herab.

- Darf ich aufstehen? Halb hoffte Hedda, dass ihre Mutter Nein sagte. Omas plötzliche Hustenanfälle machten ihr Angst. Ihr starr in unergründliche Ferne gerichteter Blick. Manchmal brach Oma mitten im Satz ab und vergaß, dass jemand mit ihr im Raum war. Wahrscheinlich vergaß sie sogar, dass sie noch da war.

Mama sagte Ja und Hedda ließ ihre kalte Brühe stehen. Mit zögernden Schritten ging sie zur Tür, hielt sich einen Moment an der kalten Messingklinke fest.

Omas Tod wallte ihr entgegen, als sie eintrat, und sie wäre beinahe umgekehrt. Sie ließ die Tür offen und zwang sich, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Der Tod umgab Oma wie ein übermäßig aufgetragenes Parfum und malte ihre Züge weiß. Aber heute sahen ihre Augen Hedda ganz klar an.

- Du warst lange nicht mehr bei mir, Hedda, sagte sie. Es klang warm, wie eine Einladung.

Da wusste Hedda, wem sie von ihrem Ausflug ins Paradies erzählen konnte. Sie hockte sich auf einen Holzstuhl neben dem Bett und begann, von all den Blumen und Insekten zu erzählen und dem Wind, der sie bewegte. Der Tod zog sich auf die andere Seite von Omas Bett zurück und lauschte.

Als Hedda endete, war Oma eingeschlafen. Mit einem Lächeln auf dem Gesicht.

Der Himmel weinte, als Oma starb. Und Papa weinte und Mama nahm ihn in den Arm und weinte auch und Opa weinte und da nahmen ihn beide in den Arm. Alle weinten, auch Hedda, und alle umarmten sich und hielten sich ganz fest. Lange standen sie in einem bebenden Haufen mitten in Omas Zimmer vor Omas Bett mit Oma darin, die nicht mehr da war. Von draußen klatschte Regen an die Scheibe des kleinen Fensters.

Hedda ließ zuerst los, zog die Nase hoch und wischte sich die Tränen aus den verquollenen Augen. Da entdeckte sie etwas Weißes in der Ecke über dem Fenster. Es tanzte auf und ab und stieß gegen das Glas. Mit einem Flattern im Bauch trat Hedda näher. Es war ein Kohlweißling und er wollte raus. Der Schauer war vorüber.

Rasch löste Hedda die Verriegelung und stieß das Fenster weit auf. Der Schmetterling fand den Weg ins Freie. Hedda sah zurück zu Omas Bett.

Der Tod war fort. Vom Regen sauber gespülte Luft strömte herein, vertrieb den Geruch von Gemüseintopf und zu langem Schlaf. Hedda atmete tief ein.



MIA SOPHIE SCHUTH, GEBOREN 2002 IN KIEL, STUDIERT
PHILOSOPHIE MIT LITERATUR IM NEBENFACH AM
KULTURCAMPUS DER UNIVERSITÄT HILDESHEIM, FÜHLT
SICH NATUR VERBUNDEN UND GEHT GERNE INS DETAIL.

Київ (Kyiv), die unabhängige Ukraine

MONA-MARI BECKER

Ich liebe dich, Kyiv;
Das ist der Ort, wo mein Herz wohnt.
Ich stehe am Dnipro
und sehe die Boote fahren
In der Stille des Flusses

Die Brücke, die ist belebt;
und sie führt an die Orte
die mir wichtig sind

Es ist für mich die schönste Stadt
der Welt.
Maidan, der Unabhängigkeitsplatz;
Hydropark;
Die Darnizja;
Alles Orte, wo ich wieder hinwill.

Dann stehe ich mit einem Kaschtan
in der Hand.
Klebrige Schokolade rutscht
vom Stiel auf meine Hände
die Sonne knallt mir ins Gesicht;
es sind 36 Grad.

Gleich sagt Mama
wir fahren zur Datscha
zu meiner Cousine
und ihren zwei kleinen Kindern
und dann sitzen wir
und wir grillen im Garten.

Юбережно
двері заченяється
на вступ на зупринка
станція
метро

Wie schnell kann die Печерська
wieder vor meinen Augen sein?
Dann gibt es Präsidenten
die wollen das alles
zerstören
demolieren
massakrieren

Ich habe vor 5 Jahren einen Jahresrückblick des Jahres 2017 hochgeladen.

Darauf laufe ich in Kyiv
an unfassbar vielen Tagen
Was kann ich euch noch darüber sagen?
Zumindest, dass das Goldene Tor nicht Putin gehört
Und auch nicht der Maidan.
Und auch nicht Donezk
Luhansk
oder jede andere Stadt.
Die Ukraine
ist
und
bleibt
unabhängig.
Слава Україні.

Und dann gibt's Parteien
Und dann gibt es Menschen
die verteidigen, mit vollen
Händen
dicken Bäuchen
und viel Geld
das die Ukraine
keinen Willen mehr hät'

Keine Waffen!
Keine Unabhängigkeit!
Sagen Sie, möchten sie einen wichtigen Fakt hören?

Ich kenne es seit 2014.
2014 kam es her.
Und ich bekam noch mehr.
Ich wollte wieder dort hin.

Die Russen machten Kultur.
Schaut einmal auf euren Aufruhr.
Jetzt ist
die Zeit verflogen.
Und will man mehr davon haben?
von unterdrückten Putin-Sklaven?

Es gibt Menschen, die glauben,
da wäre wirklich was gutes drin.
Wenn Putin die Ukraine für sich gewinnt.

Wenn er Städte zerbombt
und Kinder tötet
Alte;
Kranke;
Schangere.
Und wenn er sein Volk abschlachtet
und die Gegner seines Systems im Gefängnis verschachtelt.
Und wenn er Dämme zerstört
da
wo er selber die Kontrolle übernommen hat

Think outside the box.
Russisch, das rockt.

Und Ukrainisch
Viele Menschen fragen
ist das überhaupt eine eigene Sprache?

Vielleicht solltet ihr mal mehr verstehen
und nicht nur den Zaren Russland sehen.

Ihr hasst Katar, doch zur WM in Russland 2018 habt ihr kein Wort verloren.

Der Westen: er spinnt!
Wir sind Pazifisten!

Pazifisten, weil ihr uns ignoriert?

Weil ihr glaubt, der „Frieden“
Löse ein Problem?

Hört mich an.
wenn ihr weiter so reagiert
Wird Putin die Ukraine massakriern
Dann stirbt unser Land,
und damit Kultur.
Aber Gas gibt es von Putin,
natürlich?!

Und alle, die dann Russland
lieben
Die sehen, sie haben falsch gelegen.
Es kommen Flüchtlinge ins Land.
10
100
1.000.000
weil jemand gesagt hat:
Ich will die Ukraine nicht als Land!

Die AFD
kriecht an ihrem eigenen
Untergang
den sie selbst verursacht hat.

Euphorie.
Euphorie.

Der Ukrainer die Identität lobt.
Denn sie ist das, was zählt.
In all den schlimmsten dunklen Gefahren
hat man nur gewonnen
wenn dir der Tyrann nicht deine Psyche stiehlt.

Bleibe wachsam, Mensch von heute!
Du kannst tun, alles was du willst.
Und willst du dein Gedenk verschwenden
für vieles
was du kannst nicht
ändern

Oder eher
handeln
statt
denken

Auf Demonstrationen gehen
Das Geld bezahlen
Waffen liefern
und nichts tun
weil du dann denkst
das Problem löst sich von selbst
wenn du glaubst
die Welt geht unter?



MONA-MARI BECKER IST 19 JAHRE ALT UND IHRE MUTTER
STAMMT AUS DER UKRAINE. MONA LEBT IN
NIEDERSACHSEN UND SIE IST MIT DER DEUTSCHEN UND
DER UKRAINISCHEN SPRACHE AUFGEWACHSEN. JEDES
JAHR ENTDECKT SIE MIT IHREN ELTERN NEUE LÄNDER,
ABER DEUTSCHLAND UND DIE UKRAINE INSPIRIEREN SIE
AM MEISTEN ZUM SCHREIBEN.

Memorytree,

JAKOB JÄCKLE

Memorytree,

und er fiel, und er fiel, und er fiel, und er fiel.

Und dann kam er auf.

Ein trockener, dumpfer Knall umhüllte sein Bewusstsein. Alles wurde schwarz. Graue, verknitterte Leere kratzte an seinem Hirn. Er fühlte nichts außer Dasein. Existenz ist nichts außer Dasein.

Kitzelnde Wärme. Vogelzwitschern. Sehnen in Gliedmaßen streckten sich, Adern pumpten Blut. Er erwachte.

Schwärze vor seinen Augen. Er versuchte, seine Beine zu bewegen, doch spürte er dort kein Gewicht. Desorientiert robbte er voran, nicht wissend, wie, warum und wo er sich überhaupt befand. Ein Schwall von Schmerzen durchströmte seinen Körper. Ihm fiel auf, dass er seinen Namen gar nicht wusste. Wer war überhaupt er? Er wusste, er war ein Er, er wusste, er war ein Mensch, der eigentlich gehen und sehen können sollte. Fragen kamen auf. Warum war er hier? Ist das hier alles, was das Leben zu bieten hatte?

Weiter robbte er vorwärts, durch die gelbe Suppe aus Schmerz, Vogelgezwitzcher und Panik. Er fühlte den Boden unter sich etwas herabsteigen. Plötzlich: Eisige Kühle. Kühles Nass. Er schluckte statt zu atmen: er war wohl in ein Gewässer gefallen. Das Wasser tat gut. Es wusch den Dreck davon, das Blut, den Schmerz... und er spürte, wie sein Ohr knackste, wie Luft durch seinen Kopf strömte, wie sich Synapsen in seinem Hirn verbanden und Nervenbahnen regenerierten. Heilung.

Er öffnete die Augen, und sah über sich Wasser. Dahinter, verschwommen, eine Sonne hinter Wolken. Er streckte seine Beine, reckte die Muskeln, schließlich stand er auf. Er befand sich in einem sommerlichen Wald. Beruhigendes Plätschern eines Flusses. Der Lauf des Gewässers lief auf einen gigantischen Mangrovenbaum zu, der zwischen seinen schon aus der Distanz riesigen Wurzeln eine Art Höhle bat, in die der Fluss hineinführte, ein schattiger Tunnel.

Nun kamen ihm wieder einige Erinnerungen auf. Dieser Baum war das Ziel. Er suchte nach Antworten, auf die Fragen des Lebens. In diesem Moment nun gab es nur einen Ort der Begierde. Dieser gigantische Baum.

Die Dunkelheit zwischen den Wurzeln klarte etwas auf, als er im kühlen Schatten der Mangrove stand. Sie formten einen Eingang zu einer Höhle, in die der Fluss mit einem rauschenden Wasserfall durch ein tiefes Loch unter dem Baum verschwand.

Weiter watete er voran, trotzend dem Schmerz der spitzen Steine im Flussbett. Der Wasserfall verschwand in einer Senke, mehrere Meter tief. Dort ging es weiter, also musste er herabsteigen. Er sammelte seine Kräfte und kletterte. Ein Sprung, er kam mit den nackten Knien zuerst auf. Blut quoll aus seinem Bein, doch er musste weiter.

Aus dem Unteren des Loches meinte er, ein Echo zu hören. „...Echo?“ Er hörte sein eigenes Echo. Doch inmitten alldem meinte er, aus dem Inneren eine leise Stimme zu vernehmen. Nur das Wort ‚Echo‘ konnte er verstehen.

„Hallo? Ist jemand da unten?“ Das Tosen des Wasserfalls und das Echo seiner eigenen Stimme ließen ihn keine klare Antwort vernehmen, doch er hätte schwören können, da unten säuselt eine Stimme. Langsam kletterte er weiter herab. Ohne weitere Probleme, bis auf das Stechen in seinem Knie, kam er im nassen, hier ungefähr Oberschenkelhohen Wasser am Boden an. Die Stimme wurde klarer und klarer. Sie schien etwas zu erzählen.

„Hallo?“ fragte er weiter. Immer noch konnte er keine klaren Wörter heraushören. Er watete durch das Dunkel, bis plötzlich - kühle Luft an seinen nassen Beinen entlangpiff. Trockenheit. Das Wasser hörte einfach auf. Er konnte seinen Augen nicht trauen: als würde eine Glasscheibe den Wasserfluss abbrechen, doch die Glasscheibe war nicht dort. Abrupt riss einfach die Wasseroberfläche ab.

Der Boden hier fühlte sich leicht an, fast weich. Schwärze überkam sein gesamtes Augenlicht. Angestrengt versuchte er weiter, die Töne der Stimme zu erkennen.

Sie schien von etwas, oder jemandem zu erzählen. Sie sprach in ganzen Sätzen. Er hörte, sie sprach im Präteritum. In der dritten Person. Er hörte Wörter raus, wie „Wörter“ und „raus“.

Es war vollständig dunkel. Er ging einen weiteren Schritt voran. Und da merkte er, dass die Stimme beschrieb, was er tat.

Er sagte: „Hallo!? Wer ist da“?. Und da merkte er, dass die Stimme gerade vorhersah, dass er sprechen wollte. Die Worte waren die seinen, doch die unaufhörliche Stimme rahmte jeden seiner Sätze in ihre Eigenen ein. „Hey! Ist das ein Witz?“ Seine Stimme prallte apathisch von den Felswänden ab. Er lief und lief, während die Stimme weiter jede seiner Tätigkeiten beschrieb. Blut kitzelte an seinem Knie. „Woher weißt du das?“ fragte er. Die Stimme antwortete nicht, sondern fuhr unaufhörlich fort, jeden Satz von ihm zu kommentieren. „Du redest auch noch von dir in der dritten Person? Bist du irgendwie verrückt?!“

Die Dunkelheit drückte. Das Gefühl des Bodens unter seinen Füßen war verschwunden. Das Blut an seinem Knie war noch da, und er fühlte seinen Körper. Ansonsten schien jeder Sinn verschwunden. Existenz war nichts außer Dasein.

„I-ich will hier raus! Kannst du mir helfen? Bitte... bitte tu mir nichts!“ Die Stimme schien weder die Intention zu haben, ihm zu helfen, noch ihm etwas anzutun. Sie war einfach da. Mit unaufhaltsamer Apathie.

Sie umhüllte nun seinen ganzen Geist, als gäbe es nichts, außer ihn, die Stimme, und die Dunkelheit. „Sag mir, wer ist du? Bist du Gott?“ Langsam kam er der Antwort, die er suchte näher, dachte er. Manch einer nannte die Omnipotenz, mit der die Stimme seine Welt umschlung, göttlich. Das war ein Wort. Ein Wort unter Vielen. Worte, die alle über seinen Kopf hinwegflogen.

„...Worte? Was für Worte?“ Die Stimme antwortete nicht. Weitere Worte flogen durch ihn hindurch.

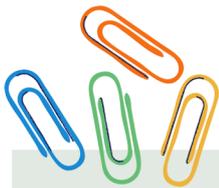
Schließlich war er nichts weiter, als eines mit der Welt, und er war eins mit es, und alles was sein Universum war, war eins.

„Worte? Ich bin Worte? Aber...“ Die Stimme antwortete nicht. Er fühlte seine Verwirrung sich auflösen. Jedes Gefühl wie Staub, verwehter Sand. Stille.

„Bin ich... überhaupt da?“ Die Stimme antwortete nicht. Aber ihre Existenz, er konnte sie ja vernehmen. Etwas war da. Aber wie? „Bin ich... wie... ich verstehe nicht...“ Wie auch. Das waren seine letzten Worte. Nun zerfiel auch seine Fähigkeit zu Reden. Nun zerfiel auch seine Erinnerung. Im Schrecken und in ängstlicher Ungewissheit flog er auseinander. Die Stimme war alles, was er vernahm, und jetzt verstand er, außer den Wörtern war nichts da. Buchstaben, über die er sich dünn und unbestimmt hinzieht wie Haare auf dem Boden eines Badezimmers. Rotes, Grünes, Blaues Leuchten, die die Illusion von Bedeutung vergeben. Ohne dass er etwas dafür konnte. Er war gefangen in der Bedeutung jedes Satzes. Im Zyklus der Dinge. Er dachte ein letztes Mal an den Baum. Es war keine Fiktion, er hatte ihn gesehen – er selbst war keine Fiktion, er wusste von sich, er war da. Aber jede Physikalität seiner Wirklichkeit war lediglich seine eigene, von Gedanken, Erfahrungen und Erinnerungen geprägte Interpretation des Gewebes der Welt, des Universalen Codes, der Hyperebenen, auf denen sich die wahre Wirklichkeit befand. Er spürte sich fallen.

Ein letztes Mal dachte er zurück, an seine Reise. Und im Schrecken stellte er fest, dass er sie wiederholen und wiederholen würde. Wie er die Wahrheit erkannt, so zerronn sie wieder aus seinen Händen. Und sterben konnte er nicht, denn der Zyklus ging weiter, die Geschichte war verschlossen. Und die wahre Wahrheit hinter der Wahrheit war ihm genauso verschlossen.

Und er würde sie suchen. Und er würde entschlossen sein, sie zu finden. Und er würde finden wollen, wer oder was er war. Und er würde seinen Namen wissen wollen. Und den seiner Eltern, seiner Heimat, seiner Sprache, seines Lieblingsduftes. Und all diese Dinge würden ihm verschlossen bleiben, denn sie hatten keinen Namen. Und trotzdem würde er weiter gehen, das einzige was er tun konnte, weitermachen. Und so fiel er weiter. Mit letzter Kraft drückte er eine letzte Träne aus. Und er fiel, durch den



JAKOB JÄCKLE IST 22 JAHRE ALT, WOHT IN HILDESHEIM
UND STUDIERT POLITIKWISSENSCHAFT AN DER LEIBNIZ
UNIVERSITÄT HANNOVER.

SEIT ER EIN KIND WAR, FORMULIERT ER GERNE
FANTASTISCHE LANDSCHAFTEN; LITERARISCH
INSPIRIEREN LÄSST ER SICH VON LYRIK, PHILOSOPHIE
UND SEINEN ERFAHRUNGEN IN DER TABLETOP-
ROLLENSPIEL-SZENE.

Luck of the sea

DIANE SCHWARZE

Das Schiff fühlte sich falsch an und Mary hasste es. Vor allem, weil nicht herauszufinden war, wieso. Die Donna pflügte auf Raumwindkurs durch das relativ ruhige Meer. Der Wind blies stetig. Die Sonne schien. Bis auf eine Inselgruppe am Horizont war nichts zu sehen, keine Flotte, kein feindliches Schiff, nichts. Den Hafen hatten sie vor wenigen Tagen verlassen, mit ausreichend Nahrung, Wasser und Munition. Es schien so perfekt und doch... Etwas war falsch. Mary Lee stieg die Stufen in den Laderaum hinab. Vielleicht war die Ladung fehlerhaft. Vielleicht war sie übers Ohr gehauen worden. Sie musste es wenigstens prüfen. Die übrigen Crewmitglieder scheuchte sie hinaus, an die Arbeit. Die offensichtlich überflüssige Kontrolle musste keiner mitbekommen.

Scheinbar unbeteiligt schlenderte Mary das Deck entlang, die Sinne wachsam und eine Hand am Schwertgriff. Es war falsch. Die Art, wie die Bretter knarzten, wie die Schatten fielen, wie sich die Taue um die Kisten spannten. Als würden sie etwas verstecken. Als würde etwas sich vor ihr verstecken. Andere würden sie für verrückt erklären. Für die wäre es nur ein Unbehagen, ein Knoten im Bauch, vielleicht würden sie es auf den Wellengang oder ein schlechtes Gewissen schieben, aber sowas besaß Mary längst nicht mehr. Sie wusste ja, dass es unrealistisch war, dass alles gut sein sollte. Und doch wurde sie das nagende Gefühl nicht los...

Plötzlich blieb sie stehen und lauschte. Da! Jemand war an den Kisten ganz hinten im Heck! Ein blinder Passagier, auf ihrem Schiff?! Mary knurrte auf, rauschte um die Ecke um ihm Respekt beizubringen – und blieb wie angewurzelt stehen. Das Mädchen vor ihr schreckte herum. Sie war dürr und verdreht, doch Mary spürte eine unsichtbare Präsenz gegen sich knallen. Instinktiv zog sie ihr Schwert. Das Mädchen wich erschrocken zurück, Mary setzte nach. In der Sekunde, in der die Schneide sich dem Hals der Kleinen näherte, passierte etwas. Mary zuckte zusammen. Die Schatten kamen ihr dunkler und tiefer vor. Lauernd. Da war etwas, etwas Bösertiges, etwas Feindliches. Und es fing an ihr Schiff zu besetzen! Die Wände kamen ihr höher vor, länger, größer, aber das war nicht möglich, es war total falsch! Marys Magen drehte sich um, sie konnte all das nicht begreifen, es war falsch, einfach falsch, war sie denn die Einzige, die das bemerkte?! Ihr Blick suchte den der Frau, doch ihre Augen waren verdreht und verschleiert. Da dämmerte es Mary. Eine Hexe. Es war nicht unbedingt falsch, nur surreal, nicht menschlich eben. Und es wagte es, ihr Schiff zu benutzen!

Mary wurde wütend. Sie musste es schaffen, die Macht abzuschütteln, sie musste ihr Eigentum beschützen. Schritt für Schritt kämpfte sie gegen den sich aufbauenden Druck nach vorne, stieß die Hexe gegen die Wand und hielt ihr das Schwert an die Kehle. Sie zuckte heftig zusammen und blinzelte schnell. „Was willst du auf meinem Schiff, Weib?“, zischte Mary. Das Mädchen drückte sich an die Wand und starrte aus wilden, blauen Augen zu ihr hinauf. Der Fluch hatte nicht nachgelassen, im Gegenteil, trotz fehlender Konzentration bauschte er auf, panisch und rastlos.

Die beiden Frauen starrten einander an, bereit sich mit allen Mitteln zu verteidigen. Die Augen des Mädchens waren blau, verängstigt und wild. Trotz ihrer Statur schien sie nicht zu unterschätzen, doch je länger Mary sie betrachtete, desto mehr fragte sie sich, wer von ihnen gerade die größere Bedrohung darstellte. So gesehen schien die vor ihr fast schon brav und verloren, mit ihrem braunen, wirren Haar, welches ihr halb ins Gesicht hing, der blassen Porzellanhaut und diesen unschuldigen, ängstlichen blauen Augen.

Schnell schüttelte Mary den Kopf. Konzentration. „Ich habe dich was gefragt, also antworte gefälligst.“ Sie übte mit der Klinge mehr Druck auf den Hals des Mädchens aus, sodass es schon ein wenig in ihre Haut schnitt. Auch ihr Todesfluch schien nachgelassen zu haben. Mary hatte es fast nicht bemerkt. „I-ich...“ „Sprich in ganzen Sätzen, Kind.“ Das schien sie irgendwie getroffen zu haben, denn sie stieß Mary mit beiden Händen von sich. Diese taumelte ein wenig zurück. Und offenbar verlieh ihre Macht ihr nicht nur Körperkraft, sondern auch Mut: „Nimm deine dreckigen Finger von mir, Pirat! Du bist nicht in der Position, mir irgendwas zu befehlen.“ Oh. Wie unverschämt.

Das würde interessant werden. „Tatsächlich? Dafür gehorchst du mir bis jetzt ziemlich gut. Besser so für dich.“ Beleidigt reckte das Mädchen das Kinn vor. „Was machst du sonst? Mich über Bord werfen? Mich deinem Captain melden? Ich spüre, wenn du etwas vorhast und ich werde es verhindern, bevor du auch nur einen Muskel bewegst!“ Das brachte Mary auf eine Idee. Sie steckte ihr Schwert endgültig weg und sagte: „Ich bezweifle, dass du das kannst und das du es tun würdest, wenn.“ Ihre Gegnerin schien irritiert. „Ach ja? Und wieso?“ „Erstens: Du bist reaktionär, nicht aktiv. Zweitens: Du hast Angst, du tötest nicht einfach so. Drittens: Du hättest es spätestens jetzt getan.“ Mary war während der Aufzählung unauffällig nähergekommen und brachte das Mädchen nun mit einer Bewegung zu Boden, den Arm auf ihre Kehle gestützt. Und sie behielt Recht: ihre Macht flackerte auf, doch nicht wie vorher als Angriff. Es gab einige Lichtblitze und plötzlich spürte Mary eine Spannung. Eine Spannung, die sie zu dem Mädchen hinzog. „Hör auf damit.“ „Ich mache doch gar nichts.“ „Du lügst, ich spür's doch, was planst du, einen Hinterhalt?“ „Nervös?“, fragte die Braunhaarige zuckersüß. Schnaubend ließ Mary sie los und richtete sich auf, blieb aber auf ihrer Hüfte sitzen. „Du weißt wohl nicht, wen du vor dir hast. Ich bin der Captain dieses Schiffes und ich habe das Recht, mit einer feigen Ratte zu tun, was immer ich will.“

Ich kann dich wegsperren, von meiner Crew hin- und herreichen lassen oder im nächsten Hafen als Sklavin verkaufen-“ „Runter von mir. Fass mich noch einmal an und du gehst in Flammen auf!“ „Nervös?“, Mary lachte auf und drückte sie zurück auf die Dielen, als sie versuchte, sich zu wehren. „Wenn ich dich vernünftig berühre, Darling, wird dein Geist explodieren und dein Körper zerschmelzen, sodass du nie wieder etwas anderes spüren willst. So ein hübsches Ding wie du, gibt eine wundervolle Raum-Deko ab... Vielleicht verkaufe ich dich doch nicht, sondern lasse dich nackt und gefesselt von meiner Kajütendecke hängen.“ Das Mädchen presste angespannt die Lippen zusammen und schluckte schwer, doch sie wehrte sich nicht. Im Gegenteil, sie schien angetan von der Vorstellung, doch versuchte trotzdem ihre Würde zu retten: „Als könntest du das leisten.“ Mary lehnte sich zu ihrem Ohr und hauchte hinein: „Ich könnte dich vom Gegenteil überzeugen...“ Stille. Nichts außer Gänsehaut und einem kurzen Aufzittern des Körpers, der von Marys gegen das raue Holz gepresst wurde. Zufrieden grinste die Piratin und stand auf.

„Aber wenn du lieber über Bord willst... ich schicke jemanden, der dir den Wunsch erfüllt.“ Scheinbar unschuldig schlenderte sie wieder davon. „...was? Hey- nein! Stopp!“ „Merkwürdig, ich höre nur ein Windsäuseln... Wenn jemand einen Wunsch hätte, würde er ihn wohl vernünftig formulieren.“ „Bitte!“ Mary blieb stehen und drehte sich zu dem blinden Passagier um. „Ganze Sätze, Darling. Und geh auf die Knie, wenn du bettelst.“ Ihre Augen weiteten sich überrascht. Mary beobachtete, wie sie sich unter ihrem Blick wand und ein Schlupfloch suchte, doch schließlich setzte sie sich angemessen hin und legte sogar betend die Handflächen aneinander. „Bitte, ich flehe Sie an, Miss, ich weiß nicht, wohin mit mir, ich habe- ich brauche... bitte, lassen Sie mich an Bord bleiben, ich würde auch jede Position annehmen, ich will nur möglichst weit weg, egal was, egal wo...“, sie schluckte und schlug die Augen nieder, dann fügte sie leise an: „Selbst den Platz als Deko würde ich aus freien Stücken nehmen...“ Dann blickte sie wieder auf und ihre Augen glühten. Sie hatte sich aufgegeben.

Mary war zufrieden. Die ganze Falschheit, die sie vorher gespürt hatte, war von der Kleinen abgefallen. Sie hatte sich ihr geöffnet, hingegeben und unterworfen. Das gefiel ihr. Vielleicht könnte das ja was werden. Nicht mal nur vorübergehend, wenn sie sich als loyal erwies. Mary wusste nicht ganz warum, aber sie schien ihr sympathisch. Die Kontrolle, die sie selbst erlangt hatte, gab ihr Sicherheit. Und auf dem Meer, unter der Macht von Wind, dem Ozean und dem Schicksal, war das verdammt selten.

„Steh auf und komm mit.“



DIANE SCHWARZE IST 19 JAHRE ALT UND HAT VOR KURZEM IHR ABITUR IN ALFELD BESTANDEN. ALS ABLENKUNG VOM STÄNDIGEN LERNEN HAT SIE DIE "FLUCH DER KARIBIK"-REIHE EIN WEITERES MAL DURCHGEGUCKT, WOHER AUCH DIE INSPIRATION FÜR DIESE KURZGESCHICHTE STAMMT. DIANE IST DEM GENRE "FANTASY" GENERELL SEHR ZUGETAN UND SCHREIBT OFT EBENSOLCHE -ROMANE UND KURZGESCHICHTEN.

JUNGE HILDESHEIMER TEXTE

Eine Anthologie

Impressum

**Herausgeber und Veranstalter des
Projektes:**

Forum-Literaturbüro e.V.
Karthäuserstraße 30
31139 Hildesheim

Projektdurchführung:

Rachel Bleiber
Anna Volmering

Autor*innen:

Mona-Mari Becker
Jakob Jäckle
Hannah Meyer,
Lea Chantal Ruff
Mia Sophie Schuth
Diane Schwarze

**Diese Publikation erschien im
Rahmen der dritten Ausführung des
Projektes "Junge Hildesheimer
Schreibschule"**



JOHANNISHOF
STIFTUNG



Sparkasse
Hildesheim Goslar Peine



BürgerStiftung
Hildesheim
Gemeinsam Gutes anstiften.